

# PARK AVENUE

EXKLUSIV

## MINU BARATI

Das erste Gespräch über ihr Leben, ihre Pläne, ihre Liebe zu Joschka Fischer

**plus**  
Sonderheft  
Uhren &  
Schmuck

# KARL DER RECHTE

Wer ist der Mensch hinter der Kunstfigur?

**LIZ MOHN, CLAUDIA ROTH & CO.** Mächtige Frauen und ihre Sekretäre  
**DIE BLESSINGS** Eine Familie regiert die deutsche Bankenwelt  
**DANIEL CRAIG** Auf einen Drink mit dem letzten lebenden Mann

Deutschland 4,00€  
Österreich 4,00 €  
Schweiz 8,00 sfr  
Benelux 4,80 €  
Frankreich 5,20 €  
Italien 5,20 €  
Spanien 5,20 €



# SIE NANNTEN IHN VATER

**Vor 30 Jahren führte Jim Jones seine Sekte in einen Massen-selbstmord, der als „Jonestown-Massaker“ die Welt erschütterte. Damals starben 913 Menschen..Wir sprachen mit zwei Überlebenden der Katastrophe**

Text HENNING KOBER

**D**ie Frau, die vor 30 Jahren fast ihr Leben ruinierte, sitzt an diesem sonnigen Tag lächelnd in ihrem Büro in San Francisco: Deborah Layton, grazil, wache Augen, 55 Jahre alt. Sie arbeitet für einen Finanzmakler und wirkt mit jeder Geste wie eine, die alles im Griff hat. Von ihrem Schreibtisch aus sieht sie die Bay Bridge, die sich hinüber nach Treasure Island streckt.

In diese Umgebung, zu dieser Frau, passen Gespräche über Anlagen, Dividenden und den Zusammenbruch der Banken, eingebunden in unangestregten Small Talk. Schwer vorstellbar, mit ihr über Verrat und Gehirnwäsche zu sprechen, über Vergewaltigung, Todesangst und Massenselbstmord; über all das, was sieben Jahre lang Teil ihres Lebens war und immer ein Teil von ihr sein wird. Vor ein paar Monaten, sagt Deborah Layton, habe sie den Film „Der Untergang“ gesehen. Und darin „exakt die Situation von damals“ wiedererkannt. Die Ausweglosigkeit. „Wie Magda Goebbels ihre Kinder vergiftet – ich konnte das nachvollziehen.“

Das „Damals“ ist jetzt genau 30 Jahre her: 1978 war sie 25 und Anhängerin des Sektenführers „Father“ Jim Jones, Begründer des People's Temple. Jim Jones war der Mann, der am 18. November 1978 allen Bewohnern seiner Siedlung Jonestown im Dschungel von Guyana den Tod verordnete. 913 Leichen lagen an diesem Tag sternförmig um den hölzernen Thron ihres



Führers. Das Drama von Jonestown gilt bis heute als die größte kollektive Selbsttötung seit jenem Massaker im Jahr 73 n. Chr., bei dem 960 Juden in der Festung Masada nach zweijähriger Belagerung durch die Römer Selbstmord begingen.

Deborah Layton entkam dem Massenselbstmord von Jonestown. Ein paar Monate zuvor war ihr die Flucht aus diesem vermeintlichen Paradies gelungen. „Wäre ich noch dort gewesen“, sagt sie, „ich hätte die vergiftete Limonade auch getrunken.“ Dafür, dass sie überlebt hat, schlug sie sich jahrzehntelang mit Schuldgefühlen herum, fühlte sich als Verräterin und Fahnenflüchtige.

Auch Jackie Speier hat Jonestown überlebt, knapp, mit fünf Einschüssen im Körper. „Jim Jones war ein Massenmörder“, sagt sie. „Seine Opfer waren größtenteils arme, alte, benachteiligte Menschen, die alles taten, was er von ihnen verlangte.“ Karen Lorraine Jacqueline „Jackie“ Speier sitzt am Konferenztisch im Versammlungssaal des Rathauses von Foster City bei San Francisco. Sie ist 58 Jahre alt und Kongressabgeordnete der



Am 18. November 1978 brachte Jim Jones 913 Anhänger seines People's Temple dazu, Gift zu trinken. Noch im Todeskampf nannten sie ihn „Father“. Die Leichen fand man sternförmig um seinen Thron im sogenannten Jonestown, einer Siedlung in Guyana



Deborah Layton gelang die Flucht aus dem „Gelobten Land“

Demokraten, ein damenhafter Typ mit Perlenkette und cremefarbenem Kostüm. Sie spricht leise, manchmal fährt sie sich durch das Haar mit einer Geste, als wolle sie etwas wegwischen. Jackie Speier war am Tag des Massensterbens in der Kolonie, als Assistentin des einzigen Politikers, der damals auf die Warnungen vor einer drohenden Katastrophe gehört hatte. Der Kongressabgeordnete Leo Ryan war mit einer Delegation nach Guyana geflogen, darunter Journalisten und besorgte Angehörige von Jones-Anhängern. Ryan wollte herausfinden, was es mit der Dschungelkolonie auf sich hatte. Kurz vor dem Rückflug wurde er auf dem Rollfeld des kleinen Flughafens von Port Kaituma von Jones' Getreuen erschossen. Jackie Speier hatte sich hinter das Rad einer Cessna geflüchtet: „Ich stellte mich tot.“

Deborah Layton und Jackie Speier sind zwei von den wenigen, die Jonestown überlebt haben. Die eine mit ihren Schuldgefühlen, die andere mit den Folgen der Schussverletzungen; ihr rechtes Bein kann Jackie bis heute nur eingeschränkt bewegen.

Was so viele Menschen zu Jim Jones hinzog, spürt man, wenn man heute mit seinen ehemaligen Anhängern spricht. Er muss ein großer Seelenfänger gewesen sein, der jedem Einzelnen das Gefühl gab, für ihn, den Prediger, einzigartig zu sein. Deborah Layton ist 17 Jahre alt, als sie ihren Bruder Larry und dessen Frau Carolyn zu einer Messe des People's Temple nach Redwood Valley begleitet, zwei Busstunden nördlich von Berkeley, ihrer Hei-

matstadt. Der Prediger hatte Larry erfolgreich geholfen, seinen Wehrdienst zu verweigern; so musste Larry nicht nach Vietnam. Es sind die Sommerferien 1970, Deborah ist aus ihrem englischen Internat nach Hause gekommen. Dorthin hatten die Eltern ihre rebellische, Drogen konsumierende Jüngste in der Hoffnung auf Läuterung geschickt. Nun steht sie, wie so viele junge Menschen eine „Suchende“, vor Jim Jones, einem gut aussehenden Mann von 39 Jahren, der sie ansieht, als habe er sie soeben entdeckt. „Er sagte mir, dass er eine große Wärme gefühlt habe, als ich den Raum betrat. Jim gab dir das Gefühl: Es geht um dich.“ Und um eine große Sache – eine Welt frei von Rassismus, Armut und Krieg.

Tatsächlich ist James Warren „Jim“ Jones, 1931 in einfachen Verhältnissen im Bundesstaat Indiana geboren, in den Anfängen seines religiösen Engagements ein Hoffnungsträger. Nachdem er schon als Jugendlicher diverse Konfessionen für sich erprobt hat, wird er mit 20, ohne Theologiestudium und spezielle Weihen, Pastor in einer methodistischen Kirche in Indianapolis. Bei seinen Messen schart er immer mehr Zuhörer um sich. Doch auch die Kritik an seinen Vorstellungen vom gemeinsamen Gebet von Schwarz und Weiß zu einem gemeinsamen Gott wird lauter.

1956 trennt sich Jim Jones von den Methodisten und gründet seine eigene Glaubensgemeinschaft, den People's Temple, den Tempel des Volkes. Und das Volk kommt in Scharen. Um eine der 3000 pro Tag ausgegebenen Suppen zu essen, um Rechtsbeistand zu bekommen. Vor allem aber kommen sie, um ihn zu sehen: den charismatischen Pfarrer mit den akkurat gescheitelten Haaren und den warmen Augen.

**N**icht nur Erwachsene erliegen seiner Vereinnahmung, auch Kinder. John Clark, heute 60, Vizepräsident einer Privatbank und deshalb darauf bedacht, seinen richtigen Namen nicht in der Presse zu sehen, erinnert sich gut an seine erste Begegnung mit seinem späteren Mentor: „Ich träumte davon, Pilot zu werden, und er nahm mich Elfjährigen tatsächlich ernst.“ Clarks Familie schließt sich dem Prediger von Barmherzigkeit und Rassenungleichheit an. Der Junge ist beeindruckt: „Es fühlte sich nach Abenteuer an, mit Jim in seinem hellblauen Cadillac nach Westen zu fahren.“ Dahin zieht es Jones, seitdem er seine Predigten zunehmend mit politischen Horrorszenarien angereichert hat: Ein vernichtender Wandel des Kalten in einen Warmen Krieg stehe bevor, er spricht vom „nuklearen Holocaust“. Das Gebiet westlich des Sierra-Nevada-Gebirges soll im Fall eines Atomkrieges sicher sein. Jones' Wahl fällt auf das Städtchen Redwood

Valley, nördliches Kalifornien. 1965 verlässt er mit seiner „Regenbogenfamilie“ und einigen Anhängern Indiana und lässt am neuen Wirkungsort auch gleich eine Kirche bauen.

Fünf Jahre vergehen, in denen nicht zuletzt der Zeitgeist von Flower-Power und kollektiven Selbstfindungstrips dem People's Temple neuen Zulauf verschafft. 1971, ein Jahr nach ihrer ersten Begegnung mit dem Prediger, tritt Deborah Layton wie schon ihr Bruder Larry und dessen Frau Carolyn seiner Gemeinde bei. Ihren Schulabschluss in England hat Deborah noch gemacht, aber nie Jims Worte vergessen: „Komm wieder, und bleibe bei uns. Ich will dich und werde auf dich warten.“ Was bringt ein junges Mädchen wie sie, aufgewachsen in einer liebevollen und gebildeten Familie, dazu, einem solchen Schönschwätzer zu folgen? Es gibt keine Erklärung, nur den einen oder anderen möglichen Auslöser. „Ich wollte nicht mehr der Teenager sein, dem alle misstrauen“, sagt Deborah Layton heute. „Ich sagte mir: ‚Von jetzt an werde ich so handeln, dass alle stolz auf mich sein können, und ein paar Jahre dieser guten Sache widmen.‘“

**W**ie gut die Sache war, davon hat jeder seine eigene Version. John Clark erinnert sich, Jim Jones schon in den frühen 70ern dabei ertappt zu haben, wie er eine ganze Handvoll Pillen einwarf. „Der Wahnsinn schlich sich langsam ein“, sagt er, „immer in so kleinen Schritten, dass es gerade noch zu akzeptieren war.“ Schließlich hatte der Mann ja Erfolg: Sein People's Temple expandiert, er eröffnet weitere Kirchen in San Francisco und Los Angeles, betreibt Altenheime und Unterkünfte für vernachlässigte Kinder. Deborah hat er die Kollekte übertragen und sie zum Mitglied der Planungskommission gemacht. Es wird hart gearbeitet im Volkstempel; Alkohol, Drogen, Zigaretten und Sex sind verpönt.

Die Predigten des „Fathers“ werden über die Jahre immer politischer und populistischer. Er geht so weit, vor versammelter Gemeinde die Bibel auf den Boden zu schleudern mit dem Ausruf: „Dieses Buch unterdrückt euch seit 2000 Jahren!“ Jones spricht von sozialistischen Idealen und kapitalistischer Ausbeutung, dabei trägt er Ray-Ban-Sonnenbrille und samtene Roben wie ein predigender Elvis Presley. Seine Messen dauern viele Stunden, er nimmt jetzt auch Show-Heilungen von Kranken vor.

Den engeren Kreis seiner Jünger, ein paar Hundert Männer, Frauen und deren Kinder, regiert er nach dem Prinzip Zuckerbrot und Peitsche; lobt sie als wertvolle Stützen, schmeichelt ihnen – und hält sie bei kleinsten Verfehlungen nieder mit Kritik vor versammelter Gemeinde. Zugleich schafft er sich eine Armee von inoffiziellen Mitarbeitern. Jim Jones fordert absolute Loyalität, als Beweis verlangt er detaillierte schriftliche Selbstbezeichnungen und Berichte über andere Mitglieder der Gemeinde und Familienangehörige.

Ob Groß oder Klein: Jim Jones konnte jedem das Gefühl geben, einzigartig zu sein. Deborah Laytons Mutter (u. l.), die sich zum Wohl der Gemeinschaft von ihrem Mann (u. r.) scheiden ließ, war zu krank, um mit ihrer Tochter zu fliehen

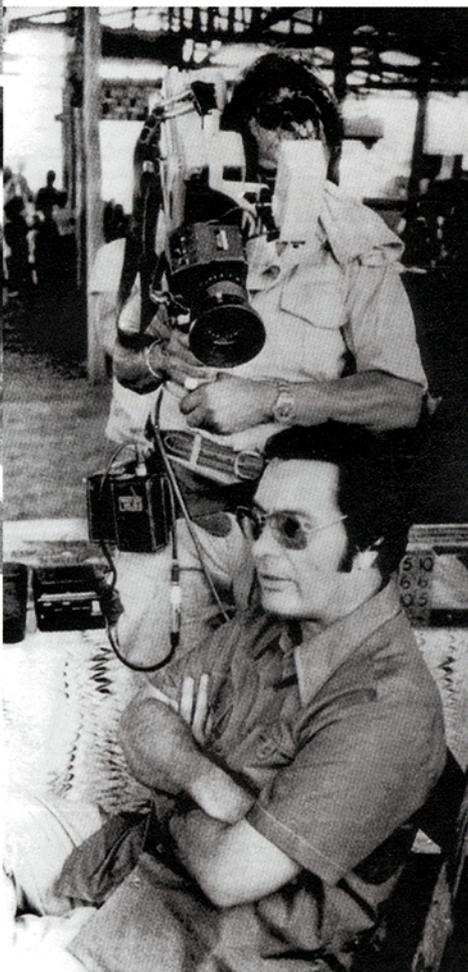


„Dieser Film ‚Das Leben der Anderen‘“, sagt Deborah Layton und blickt aus dem Fenster, „als ich den sah, waren alle Erinnerungen wieder da.“ Mittwochsabends finden in der Planungskommission die sogenannten Katharsis-Sitzungen statt. Intimstes wird dort diskutiert und vor allen ausgebreitet, „ständig mussten wir unsere Loyalität beweisen“. Jim Jones will von jedem eine vollständige Liste aller Sexualpartner haben. Revolutionäre Bekenntnisse wie das, den Präsidenten ermorden zu wollen, werden auf Tonband aufgezeichnet, als Druckmittel, falls jemand Fluchtgedanken hegen sollte.

Eines Abends, als die Gemeinde in einer langen Kolonne von Bussen von einer Messe in Los Angeles zurück nach San Francisco fährt, setzt sich „Father“ Jones neben Deborah und flüstert ihr zu: „Deine Haut sieht so schön glatt aus.“ Sein Atem riecht nach Alkohol, das weiß sie noch bis heute, obwohl der doch verboten ist. Er grapscht nach ihrer Brust und bestellt sie in sein abgetrenntes Privatquartier. Dort vergewaltigt er sie. Als es vorbei ist, ist ihre Reaktion die der meisten Abhängigen: „Warum denkst du, dass ich das brauche?“, fragt sie sich und kommt zu dem Schluss, er verstehe sie wohl besser „als ich mich selbst“. Jones wird es noch einmal tun, auf dem Boden des Männerklo seiner Kirche in San Franciscos Geary Street. Das Perfideste dabei: Bei den Katharsis-Sitzungen ruft Jones immer wieder junge Frauen auf, die er vergewaltigt hat, und verlangt von ihnen, zu behaupten, dass sie



Der Kongressabgeordnete Leo Ryan (o.) flog mit einem Kamerteam nach Jonestown, um nach dem Rechten zu sehen. Einen Messerangriff überstand er, doch kurz vor dem Rückflug schossen ihm Jones-Gläubige ins Gesicht, auch die Fernsehleute überlebten nicht



Deborah und ihre Mutter bleiben zunächst in Kalifornien. Deborah muss helfen, das Millionenvermögen der steuerbefreiten Sekte auf diverse Konten in der Schweiz und Panama zu übertragen. „Jones hatte mir gesagt, dass ich deshalb auf der ‚Most Wanted‘-Liste des FBI stehe. Ich hatte panische Angst. Bei ihrer Mutter war Krebs entdeckt worden, sie war wegen einer Operation nicht transportfähig. Im Dezember 1977 reisen die beiden Frauen schließlich nach Guyana. Ein Traktor bringt sie nachts über eine matschige Piste ans Ziel: Jonestown, das Paradies, in Wahrheit eine dem Regenwald abgetrotzte Hüttensiedlung. Was Deborah mehr schockt als Dreck und Elend: Das Gepäck der Neuankömmlinge wird durchsucht und vieles konfisziert, auch Pässe und Bargeld. Ihrer Mutter nimmt man die Medikamente ab, Deborah darf nur wenige Kleidungsstücke behalten. „Mein Gott“, denkt sie, „ich habe meine kranke Mutter in ein Konzentrationslager gebracht.“

Wenigstens wird Lisa Layton eine eigene kleine Hütte überlassen, während Deborah sich einen Raum mit zwölf anderen Frauen teilen muss. Ihr Leben in Jonestown: Elf-Stunden-Tage auf den Zuckerrohrfeldern, das Essen ist knapp und schlecht, nachts teilt sie Matratze und kratzige Wolldecke mit reichlich Käfern und anderem Ungeziefer. Dazu

unter Androhung von Selbstmord Sex von ihm verlangt haben, dass der Sex mit ihm phänomenal gewesen sei und er den Größten habe. Bei Deborah dauert die Demütigung bis in die frühen Morgenstunden. Männer, mit denen er ebenfalls Sex hat, verschont Jones von dieser Prozedur. Allzu offensichtlich soll seine Bisexualität doch nicht werden.

Immerhin hat Deborah nach all dem „ein ungutes Gefühl“, als sich Mitte der 70er-Jahre ihre Mutter Lisa der Gemeinde anschließen will. Lisa Layton trennt sich von ihrem Mann, lässt sich auf Betreiben von Jones' Anwalt scheiden und überschreibt große Teile ihres Vermögens der Sekte. „Sie wollte Teil von etwas sein“, sagt Deborah. Alle Kinder sind aus dem Haus, Lisa Layton will wieder da sein für andere.

Im August 1977 beschließt „Father“ Jones den Exodus aus den USA. Schon vor Jahren hat er von der sozialistischen Regierung in Guyana, einer ehemaligen britischen Kolonie zwischen Venezuela und Surinam, 15 Quadratkilometer Wildnis gepachtet. Seither lässt er dort von Pionieren der Gemeinde genug Regenwald niederbrennen, um 60 Hütten für je acht Bewohner zu erbauen, dazu Gemeinschaftsküche, Kindergarten und Krankenstation. Nun fahren Hunderte Jünger, über mehrere Wochen verteilt, per Bus nach Miami, um nach Guyana zu fliegen, ins vermeintlich „Gelobte Land“, in dem ihr Führer sein „Landwirtschaftliches Projekt Jonestown“ realisieren will.

der Psychoterror von ständiger gegenseitiger Belauerung und Bespitzelung der Bewohner.

In San Francisco, Tausende Kilometer von Jonestown entfernt, wird währenddessen für Jackie Speier ein Traum wahr: Im Frühjahr 1978 bekommt sie dort den Job als Assistentin des demokratischen Kongressabgeordneten Leo Ryan. Zusammen mit ihrem Chef engagiert sie sich für eine Gruppe, die sich „Besorgte Angehörige“ nennt. Es sind Väter und Mütter von Mitgliedern der People's-Sekte. Ryan nimmt deren Kritik an Jones ernst, ein Mitglied seiner Familie ist ebenfalls einer Sekte verfallen.

**D**erweil steigert sich Jim Jones immer weiter in seine Paranoia hinein, er spricht von Verschwörung, von Häschern, die nach den friedlichen Siedlern greifen. FBI, CIA: Feinde allüberall. Er beruft beinahe wöchentlich „Weiße Nächte“ ein, ein neues Instrument der Unterwerfung. Sie beginnen mit fernen Schüssen im umliegenden Urwald, dann ertönt „Fathers“ Stimme über Lautsprecher: „Weiße Nacht!“, alle sollen sich umgehend im Pavillon versammeln, es drohe eine Belagerung. Aus dem Schlaf gerissen, tappen die Jünger heran und beginnen ihre Trockenübung für den „revolutionären Selbstmord“. Stundenlang brüllt Jim Jones sein Bedrohungsszenario in die Menge: Die Regierung der Vereinig-

ten Staaten will uns vernichten, umzingeln, unsere Kinder foltern! Das Ende steht bevor, uns bleibt nur der gemeinsame Suizid! Alle reihen sich ein, um aus einem Bottich zu trinken, gefüllt mit einem süßen dunkelroten Gebräu. Irgendwann, so das Ritual, tritt dann eine der jungen Frauen aus dem Funkraum an Jones heran und flüstert ihm etwas zu, woraufhin Jones sich der Menge zuwendet: „Die Krise konnte abgewendet werden, ihr könnt in eure Hütten zurückgehen.“

**K**urz bevor eine dieser „Weißen Nächte“ am 18. November für mehr als 900 Menschen tödlich endet, beschließt Deborah Layton ihren Ausstieg. Es ist ein lächerliches Glas Marmelade, das den Bruch bei ihr bewirkt. Ihre Mitbewohnerin Mary hatte aus gesammelten tropischen Früchten eine köstliche *jam* gekocht und sie der kranken Lisa Layton als Geschenk überreicht. Die drei Frauen haben die Idee, auch ihren geliebten „Father“ Jones davon kosten zu lassen und bieten sie ihm bei einer abendlichen Versammlung an. Das Ergebnis ist ein Strafgericht mit wüsten Beschimpfungen: gestohlene Früchte, vergeudete Arbeitszeit, bürgerliche Extravaganz. „Geh fort!, rief die innere Stimme, die ich so lange nicht hatte hören wollen“, wird Deborah Layton 20 Jahre später über diesen Moment in ihrem Buch („Selbstmord im Paradies“) schreiben. Im Mai 1978 darf sie in der amerikanischen Botschaft der Hauptstadt Georgetown einen Auftrag für Jim Jones erledigen. Mit großen Ängsten vor Entdeckung vertraut sie sich dem Konsul an. Zwei Tage später sitzt sie in einem Flugzeug nach New York. Der Preis: Sie hat ihre todkranke Mutter in Jonestown zurückgelassen.

Während die Pan-Am-Maschine mit Deborah in Georgetown abhebt, diskutiert Jim Jones mit seinen engsten Vertrauten Tötungsarten. Er fürchtet, dass Debbie, die Verräterin, auspacken wird über ihn – und sie wird, sehr bald. „Wir können allen ins Herz spritzen“, schlägt sein Arzt Larry Schacht vor. Darauf Jones: „Wie viel Munition haben wir?“ Dann ruft er, wieder einmal, eine „Weiße Nacht“ aus. Sein Auftritt erinnert an den späten Idi Amin: verschwitzt, zitternd, ausgebrannt. Im Morgengrauen schickt er die Erschöpften ins Bett. Er gibt Anweisung, alle von Deborah angelegten Auslandskonten neu zu ordnen. Und er beordert ihren Bruder Larry von der Zweigstelle San Francisco nach Guyana.

Vier Wochen nach ihrer Heimkehr schickt Deborah Layton mithilfe einer Anwältin eine eidesstattliche Erklärung über die Zustände in Jonestown an verschiedene Politiker, an Behörden und die Medien. Nicht alle glauben ihre Beteuerungen, aber die Zeitungen drucken sie – und wenig später nimmt der Kongress-



Jackie Speier überlebte den Anschlag, bei dem ihr Chef, Leo Ryan, erschossen wurde. Sie sitzt heute auf seinem Platz im Kongress

abgeordnete Leo Ryan Kontakt zu ihr auf. Er will nach Jonestown reisen und sich ein Bild machen.

Es ist ein mörderischer Showdown, der am 17. November mit einer grotesken Inszenierung in Jonestown beginnt: Spätabends erreicht die Delegation das Lager, Jim Jones empfängt sie voller Widerwillen im Pavillon. Eine Band spielt, die Jünger tanzen und demonstrieren pure Euphorie. Leo Ryan ist anfangs beeindruckt. „Später übergab uns der Journalist Don Harris zwei Zettel, die ihm Menschen zugesteckt hatten, die das Camp verlassen wollten“, erzählt Jackie Speier. Sie schläft in dieser Nacht kaum, „ich hatte Angst und spielte verschiedene Szenen für den nächsten Tag durch“.

18. November, Samstagvormittag. Sturm und Regen peitschen über das Lager. Wachleute begleiten den Abgeordneten, seine Assistentin und die Journalisten auf Schritt und Tritt. Das Lächeln der Bewohner scheint den Besuchern angespannt, irgendwie falsch. Etwa 20 von ihnen geben sich angstvoll zu erkennen: Sie wollen unter Ryans Schutz ihr Paradies verlassen. Jones steht zähneknirschend daneben. Gerade will die Delegation in den Lastwagen steigen, der sie zum Flugplatz bringen soll, als ein Sektenmitglied Leo Ryan mit einem Messer attackiert. Doch der Angriff kann von seinen Leuten abgewehrt werden.

Auch Deborahs Bruder Larry hat sich den Aussteigern angeschlossen, die nun mit Ryans Tross das Flugfeld von Port Kaituma

erreichen. Zwei kleine Maschinen warten bereits. Das Einsteigen hat gerade begonnen, da fährt ein roter Traktor mit Anhänger heran. Schüsse fallen, es sind Jim Jones' Männer, und sie schießen scharf. Leo Ryan wird in den Kopf getroffen, er ist sofort tot. Auch der NBC-Reporter Don Harris, sein Kameramann Bob Brown, der Fotograf Greg Robinson und die junge Patricia Parks, die flüchten wollte, sterben im Kugelhagel. Larry Layton – in Wirklichkeit kein Aussteiger, sondern von Jones beauftragt, über dem Dschungel den Piloten zu erschießen und die Maschine so zum Absturz zu bringen – feuert auf zwei Abtrünnige und verletzt sie schwer. Mit Jackie Speier sind es neun Verletzte. Erst nach 20 Stunden kommt Hilfe, sie werden mit einer Maschine der Air Force in die Staaten ausgeflogen.

Nur Stunden nach dem Anschlag auf dem Rollfeld beginnt in Jonestown die finale „Weiße Nacht“. Diesmal ist die Limonade der Marke Flavor Aid in den Metallzubehören mit Zyankali und Valium versetzt. Jim Jones' Frau Marceline und der Arzt Larry Schacht haben die Todesbrühe angerührt.

Es ist fünf Uhr nachmittags, als über Lautsprecher das vertraute „Alarm, Alarm!“ durch die Siedlung schallt. Alle sollen zum Pavillon kommen. Die Alten und Kranken werden, von Helferinnen gestützt, herbeigebracht, nur wenige von Vertrauten oder Angehörigen gnädig übersehen. Wachleute drängen Zögernde. In einem großen Halbkreis scharen sich die Siedler um ihr Oberhaupt. Jones sitzt auf seinem Thron auf den rohen Planken einer Empore, vollgepumpt mit Beruhigungs- und Aufputschmitteln, von seinen Koteletten läuft ein kleines schwarzes Rinnsal schräg zum Mund – Haarfärbemittel.

**S**eine ersten Worte aktivieren einen Kassettenrekorder unter seinem Thron. Er wird jeden Ton aufzeichnen, bis alle Geräusche um den Pavillon verstummen. Jetzt lauscht die Gemeinde der weichen, schmeichelnden Stimme ihres Meisters, und sie hört dieselben Sätze, die sie in all den „Weißen Nächten“ hört: „Wenn wir nicht in Frieden leben können, dann lasst uns in Frieden sterben. Wie sehr habe ich mich bemüht und alles versucht, um euch ein gutes Leben zu geben...“ (*die Menge jubelt*) „...aber ein paar Leute haben mit ihren Lügen unser Leben unmöglich gemacht...“ (*die Menge buht*). Es ist eine Litanei über Abtrünnige und Verräter – „manche haben Kinder von ihren Müttern gestohlen, und jetzt versuchen sie, diese Kinder zu töten“ –, über bewaffnete Verfolger, die kommen und sie alle vernichten werden. Nein, „wir haben keine Chance zu entkommen“.

Da meldet sich Christine Miller zu Wort, ein älteres Mitglied der Gemeinde. „Könnten wir nicht nach Russland gehen?“, fragt sie, das sei doch der Plan gewesen.

„Zu spät“, antwortet Jones, „die Häscher warten schon dort draußen mit ihren Gewehren.“

Miller: „Ich finde, solange es Leben gibt, solange gibt es Hoffnung.“

Jones: „Aber jeder muss mal sterben. Irgendwann ist es mit der Hoffnung vorbei, weil jeder stirbt.“

Miller: „Es ist nicht so, dass ich selbst Angst davor habe, aber wenn ich all die Babys hier sehe – ich meine, die haben es doch verdient zu leben.“

Aber Miller hat keine Chance. Kaum einer aus der Menge steht zu ihr. Und als Jim Jones ausruft: „Sie werden kommen und eure unschuldigen Babys erschießen“, ruft ihm ein Anhänger mit tränenerstickter Stimme zu: „Dad, wir sind alle bereit zu gehen. Wenn du uns sagst, dass wir unser Leben jetzt geben müssen – wir sind bereit.“

Während der Zeremonie klingt klagende, mystische Musik über das Lager. Später werden Techniker herausfinden, dass es Popsongs waren, mit besonders langsamer Geschwindigkeit abgespielt. Mit beschwörender Stimme fordert Jim Jones seine Anhänger auf, das erlösende Gift einzunehmen, wie es einst die alten Griechen taten. „Tretet leise heran. Wir begehen nicht Selbstmord“, ruft Jim Jones über die Menge, „es ist ein revolutionärer Akt.“

**D**ie Babys sterben zuerst, ihnen wird das Gift mit einer Spritze in den Mund geträufelt, dann sind die Kinder an der Reihe, sie weinen, erbrechen sich, krümmen sich vor Qual. „Sie weinen nicht vor Schmerz“, lügt Jones' Frau Marceline, „es schmeckt nur ein wenig bitter.“

Schließlich stellen sich die Erwachsenen für den Todestrunk an. „Father“ Jones drängt sie zur Eile, „lasst uns nicht in die Hände des Feindes fallen“. Um die wie gelähmt Wartenden stehen Wachen mit Gewehren und Armbrüsten. Wer sich weigert zu trinken, wird erschossen. Nur wenigen gelingt die Flucht in den Dschungel. Die makabre Musik kann die tumultartigen Geräusche der Qualen und des Sterbens der Menschen nicht übertönen. Auch nicht die Stimme von Jones, der bis zuletzt ruft: „Dies ist kein Selbstmord. Dies ist ein Protest gegen die Bedingungen einer inhumanen Welt!“ Dann versiegt das Stöhnen, und über Jonestown liegt Stille.

Jim Jones trank das Gift nicht. Eine seiner engsten Vertrauten soll ihn erschossen haben.

\*\*\*

Deborah Layton lebt heute wieder in ihrer Heimatstadt Berkeley bei San Francisco. Sie ist verheiratet, hat eine erwachsene Tochter und ein Enkelkind. Es waren die Fragen der Tochter, die sie vor zehn Jahren dazu anregten, ein Buch über ihre Zeit beim People's Temple zu schreiben.

Lisa Layton erlag zehn Tage vor dem Massaker in Jonestown ihrem Krebsleiden. Bis zuletzt hatte Jones ihr jegliche Schmerzmittel versagt. Als sie starb, war Larry bei ihr.

Larry Layton, dem sanften Kriegsdienstverweigerer, wurde als einzigem Volkstempler in den USA der Prozess gemacht. Er verbrachte insgesamt 20 Jahre in Haft, ehe er 2002 freikam. Heute lebt er in Santa Cruz.

Jackie Speier wohnt bei San Francisco und hat zwei erwachsene Kinder. Nach dem Tod ihres ersten Mannes hat sie wieder geheiratet. Lange Zeit habe sie große Probleme gehabt, ihren durch die Kugeln entstellten Körper zu akzeptieren, sagt sie. „Aber eines Tages, ich war gerade auf Hawaii, schaute ich mich an und konnte endlich sagen: Okay, das bin ich.“ Sie lief am Strand entlang und scherte sich nicht länger um ihr kaputtes Bein: „Ich fühlte mich so befreit und bestätigt.“ Im April 2008 wurde sie in den Kongress gewählt – es ist Leo Ryans alter Sitz. \_\_\_\_\_

A photograph of a room, likely a dormitory or a temporary shelter, with a large window in the background. A sign is mounted on the wall above the window. The sign reads: "THOSE WHO DO NOT REMEMBER THE PAST ARE CONDEMNED TO REPEAT IT." Below the sign, there is a green wooden chair and a table with various items on it. In the foreground, several people are sleeping on beds, some covered with blankets. The room appears to be in a state of disarray, with some items scattered on the floor and the beds. The lighting is bright, suggesting daylight.

THOSE WHO DO NOT  
REMEMBER THE PAST  
ARE CONDEMNED  
TO REPEAT IT.

Die Babys starben  
zuerst, ihnen wurde das  
Gift in den Mund  
gespritzt. Wer sich  
weigerte, die giftige  
Mischung zu schlucken,  
wurde erschossen